

(Nachdruck verboten.)

34]

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

XV.

Als La Vaupalière an jenem Tage, an welchem ihm seine Frau die Heirat ihres Onkels Gibourdel mitteilte, zu ihr sagte, daß er sehnlichst wünschte, sie nicht mehr zu sehen und nicht mehr von ihr sprechen zu hören, war er vollkommen aufrichtig gewesen, und seine Worte hatten seinen Gedanken und seinen Wunsch ausgedrückt.

Aber wenn er sich mit einer moralischen Trennung begnügen wollte, statt der gesetzlichen Scheidung, die er mit Freuden hätte aussprechen lassen, so geschah dies, weil er hoffte, der Abbruch des gemeinschaftlichen Lebens würde ihm einstweilen Ruhe bringen, bis er sich an das Tribunal wenden könne, um seine volle Freiheit zu erlangen.

Leider hatte aber diese Kombination keineswegs die Wirkungen, die er von ihr erwartete, hervorgerufen. Die Verbindungstür zum Zimmer seiner Frau war allerdings für immer geschlossen, aber an der anderen Seite jener Thüre schlief darum doch ganz ruhig eine Frau, — die seinige — während er darüber aufgebracht war, sie so nahe zu wissen.

Im täglichen Leben vermied er zwar jede Gelegenheit, sich mit ihr allein zu befinden, das Wort an sie zu richten, sie anzusehen, wenn sich ihre Wege kreuzten, aber das alles verhinderte nicht, daß sie ihm bei Tisch gegenüber saß, und daß er, wenn Eingeladene ihr Tete-à-Tete unterbrachen, mit ihr sprechen, ihr zulachen, sie anhören mußte, als ob noch eine Vertraulichkeit des Herzens und Gedankens zwischen ihnen beiden bestände! Dies war eine Marter für ihn, deren Entseßlichkeit er sich nicht vorgestellt hatte.

Eine derartige Trennung mochte bis zu einem gewissen Punkte für Eheleute erträglich sein, die nach einigen Jahren mehr oder minder glücklicher Ehe bei völliger Gleichgültigkeit angekommen wären, aber einem Manne und einer Frau konnte sie nicht genügen, die, seitdem sie sich öfters unwohl fühlten, nicht erst nach einem Grund suchten, sondern zunächst einander des Mordmordes anklagten, und dabei alles, was der eine an Verachtung gegenüber dem anderen auf dem Herzen hatte, sich ins Gesicht schleuderten.

Gab es etwas Schrecklicheres für ihn, als diese Beschuldigung, die sie mit einer solchen Frechheit gegen ihn erhob, mit einer Frechheit, welche bei einem zurechnungsfähigen Geschöpf ein Symptom des Wahnsinns gewesen wäre, aber bei ihr nur ein Zeichen vererbter Einbildung war, denn so wie er sie jetzt kannte, zweifelte er nicht daran, daß sie selbst fast glaubte, was sie sagte: „Damit es einen Courteuse gäbe, müßte ein La Vaupalière da sein!“ so schuf sie sich eine Mitschuld aus eigener Erfindung, weit mehr, um sich das Recht zu geben, ihm zu mißtrauen und ihr zu verachten, als um sich selbst für unschuldig zu erklären, denn darüber machte sie sich keine Sorge.

Um dieser Pein zu entgehen und um sich zu betäuben, hatte er die Liaison mit Rosa Mialou wieder angeknüpft; er verbrachte die ganze Zeit bei ihr, die er seinem Bureau entziehen konnte, speiste so oft als möglich bei ihr zu Abend und kehrte erst spät in der Nacht zurück, wenn es in seinem Hause stille war und er versichert sein konnte, daß seine Frau schon schlafen gegangen.

Wenigstens sah er sie auf diese Weise so selten als möglich, aber ihr nicht begegnen, hieß noch nicht sie aus dem Wege schaffen; sie befand sich zwei Schritte von ihm unter demselben Dache und mit etwas Aufmerksamkeit konnte er dieses Ungeheuer atmen hören, dem er seinen Namen gegeben und mit dem er sich auf solche Art verbunden hatte, daß er nicht wußte, wie er die Kette, die den einen an den andern fesselte, zerreißen könne; dieser Gedanke war ein schreckliches Alpdrücken, das ihn des Nachts laute Schreie ausstoßen machte, und sie pflegte dann am andern Morgen mit teuflischem Lachen zu ihm zu sagen:

„Du weißt, daß man diese Nacht schon wieder im Hause geschrien hat. Du solltest Dich über dieses Schreien beunruhigen. Verraten sich nicht auf solche Art die Verbrecher, welche Gewissensbisse empfinden?“

Anstatt diesen akuten Zustand zu heilen, verschlimmerte ihn die Zeit im Gegenteil mit jedem Tage und trieb ihn, als das Uebelbefinden sich regelmäßig wiederholte, auf den höchsten Grad.

Zu der That mußte La Vaupalière die Wiederholung dieser Krankheitszufälle als äußerst charakteristisch für die Lage ansehen: es handelte sich jetzt nicht mehr um Befürchtungen, die man wohl hegen, aber nicht aussprechen konnte, sondern es lagen unbestreitbare, materielle, brutale Thatfachen vor, die sich nicht auf die Seite schieben ließen.

Daß nicht er allein von solchem Unwohlsein ergriffen worden war, sondern daß dasselbe sich auch bei dem Zimmermädchen wiederholt eingestellt hatte, war keineswegs geeignet, ihn zu beruhigen. Ein so diabolischer Geist wie Hortensens, war aller möglichen Erfindungen fähig. Der Notar erinnerte sich daran, wie sie ohne weiteres die Wirkung des Sulfonals an Jauchon hatte erproben wollen, warum sollte sie jetzt nicht ebenso gut auf den Einfall gekommen sein, das für ihn bestimmte Gift zuerst an dem Mädchen zu versuchen? Und warum sollte sie nicht auch, um den Verdacht abzulenken, sich selbst eine schwache Dosis des Giftes verabfolgt haben, um durch Hervorrufung eines leichten Unwohlseins den Glauben zu erwecken, es handle sich um einen Unfall, von welchem drei Angehörige des Hauses betroffen worden seien?

Jeder andere mochte einen solchen Unfall für möglich und für wahrscheinlich halten, nur er nicht, der die Vergangenheit kannte: es war ihm unwohl, so lag ihm die Vergiftung fern. Warum sollte sie auch mit ihm anders verfahren, als sie mit Courteuse verfahren war? Jener erste Gatte stand ihr bei ihrem Liebesabenteuer im Wege, und sie schaffte ihn bei Seite. Weshalb sollte sie ihn, den zweiten Gatten, respektieren, da sie ihn doch nicht ausstehen konnte? Treibt nicht ein Verbrechen mit Notwendigkeit zu einem anderen, namentlich, wenn das erste straflos geblieben?

Allerdings hatte seine Drohung, sich an einen Chemiker zu wenden, seine Krankheitszufälle für den Augenblick beendet, allein wer bürgte dafür, daß sie nicht lediglich, angesichts der Gefahr, ihre Methode geändert habe? Einen Beweis für diese Annahme erblickte er darin, daß er binnen kurzem aufs neue Magen- und Kopfleiden empfand, und daß sich dabei kein Erbrechen mehr einstellte. Dieses Uebelbefinden mußte eine Ursache haben, und er hätte blind sein müssen, wenn er nicht diese Ursache auf den Vorteil von Hortense zurückgeführt haben würde. Da galt es nun, schleunigst einen Entschluß fassen, bevor er auf dem Friedhofe den Platz neben Courteuse einnahm! Dies war sein Hauptgedanke des Nachts, wenn ihn die Magenbeschwerden nicht schlafen ließen.

Ein einziges Mittel bot sich mit logischer Sicherheit dar: Hortense frei zu machen, um es selbst zu werden. Dies war aber nur möglich, wenn er ihre Mitgift zurückerstattete, und er mochte noch so sehr rechnen, sein Haben, das zweifelhaft war, gegen seine sicheren Passiva abwägen, so stellte sich doch heraus, daß er, selbst wenn er sein Bureau für einen sehr hohen Preis verkaufte, doch immer noch seiner geschiedenen Frau eine bedeutende Summe schulden, also der Sklave jener Glenden bleiben würde. Das Einkommen seines Bureaus hatte sich, seitdem er dasselbe übernommen hatte, erheblich vermindert, einerseits, weil er die Notariatsgeschäfte nicht auf die gleiche einträgliche Weise wie sein Vorgänger betrieb, und andererseits, weil die ländliche Bevölkerung, aus der sich seine Kundschaft rekrutierte, durch die Ackerbaukrisis der letzten Jahre verarmt war. Sein Notariat war infolge dessen nur noch halb so viel wert, als zur Zeit, wo er es übernommen hatte, und er war mithin durchaus nicht im stande, sich von seiner Frau zu befreien, ja selbst ihr am Tage der Scheidung eine annehmbare Sicherheit zu bieten.

Ein einziges Mittel zeigte sich seinem verzweifeltsten Verstande, um die fehlende Summe zu erlangen: Rosa Mialou zu heiraten.

Ohne Zweifel war dies für sein bürgerliches Gewissen und seine notariellen Gewohnheiten ein kühner Schritt; aber war es am Ende nicht noch besser, der Mann einer Schauspielerin zu werden — wie wenig Schauspielerin sie auch gewesen war — als der Mann einer Giftmischerin zu bleiben?

In der Absicht, Rosa Mialoux zu dieser Heirat zu bewegen, hatte er mit ihr die Reise nach Dieppe vereinbart, und damals gerade, als er an der Apotheke von Turlure so vorübereilte, war er auf dem Wege, um am Bahnhof mit ihr zusammenzutreffen.

XVI.

Als ihn Turlure vorübergehen sah, war seine erste Bewegung, die Schärpe, sein Amtsabzeichen, anzulegen, auf die Straße zu laufen und ihn mit den Worten: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“ am Kragen zu packen. Glücklicherweise war er nicht der Mann, der nach dem ersten Eindruck handelte, sondern im Gegenteil ein Mann der Bennis und der Denms. Und andererseits hatte er auch keine seiner Schärpen gleich zur Hand: die Nummer Zwei, die für gewöhnliche Bedürfnisse, war in der Bürgermeisterei, und die Nummer Eins, die für öffentliche Feierlichkeiten, hatte Frau Turlure bei ihren Schmuck- und Wertfachen eingeschlossen. Er mußte also diesem Zuge seines Herzens widerstehen und anerkennen, daß eine derartige Verhaftung vielleicht nicht ganz im Geiste des Gesetzbuches über das Kriminalverfahren sein würde: wie schade doch, daß er nicht, anstatt Bürgermeister, Untersuchungsrichter war!

Wie lebhaft auch seine Enttäuschung war, so ging sie doch nicht bis zur Entmutigung; noch war nicht alles zu Ende, die Frau begleitete den Ehemann nicht; es konnte sogar zu etwas gut sein, daß sie allein war! das ermöglichte ihm, einige geschickte Fragen an sie zu richten, sie sprechen zu machen, das Terrain zu prüfen, ohne den Gang der Sache zu gefährden.

Als er nach der passendsten Form für diese Fragen suchte, zog das Geräusch eines leichten, schnell fahrenden Wagens seine Aufmerksamkeit auf sich und führte ihn wieder auf die Schwelle seiner Thüre zurück; in einem mit zwei Pferden bespannten Victoria-Wagen bemerkte er Rosa Mialoux in eleganter Reisetouille, und sofort kam ihm die Idee, daß sie mit La Vaupalière auf dem Bahnhofe zusammenstieße; ein neben dem Kutschor befindlicher Koffer bestätigte diese Voraussetzung. Als sie vor der Apotheke vorüberfuhr, neigte sie den Kopf, und Turlure erwiderte aufs lebenswürdigste die Begrüßung.

„Glückliche Reise, gnädige Frau, meine besten Wünsche!“ Er atmete erleichtert auf. Also der Notar flüchtete nicht nach Belgien, sondern machte ganz einfach mit seiner Geliebten eine Vergnügungsreise; morgen, übermorgen, gleichviel welchen Tag, würde er wiederkommen; welches Glück, ihn nicht am Kragen gepackt zu haben! Was hätten die Herren vom Gericht gesagt!

Er blieb vor der Thüre stehen und beglückwünschte sich über seine Klugheit, als Celanie, die Köchin von La Vaupalière, vorüber kam. Er hielt sie an, fragte sie auf das Allergenauenste nach dem Zustand des anderen Mädchens aus. Nach langem Verhör erfuhr er, daß Divine ein schwächliches Mädchen sei und daß sie sich stets am Sonnabend und Sonntag kränker fühle, weil sie stets am Freitage, während der Notar in Rouen und die Frau ausgegangen sei, abwechselnd seine Zimmer und diejenigen von Madame gründlich rein machte; darum sei sie jedesmal am Tage darauf, also Sonnabends, wie zermalmt und habe Uebelkeiten.

Dieses Zusammenreffen des Tages für alle drei, das übrigens Divine schon erwähnt hatte, mußte Turlure auffallen. Offenbar lag darin etwas Charakteristisches, das aus mehreren Gesichtspunkt und um so sorgfältiger geprüft werden mußte, als für ihn die Folgerung der Köchin nicht unbedingt vorgeschrieben war. Daß Divine sich am Sonnabend kränker als an den anderen Tagen fühlte, war eine sicher scheinende Thatsache, aber daß diese Krankheit durch bloße Ermüdung verursacht werde, war eine vielleicht grundlose Erklärung, so schwach war die Kammerfrau nicht.

Nachdem Turlure nochmals mit ihr eine Prüfung angestellt hatte, ging er hinter seinen Tisch und goß in ein kleines Glasfläschchen verschiedene Flüssigkeiten, die er gewissenhaft abwog; sodann klebte er die Aufschrift „Nach Vorschrift einzunehmen“ darauf und übergab es der Köchin.

„Sie wird es im Vorbeigehen bezahlen,“ sagte sie, da sie keine Lust hatte, ihrer Kammeradin einige Sous vorzuschleifen. Hatte Turlure schon daraus, daß sich Kupferarsenik in den von Divine jüngst gebrachten Stoffen vorfand, auf die Möglichkeit einer zufälligen anstatt einer strafbaren Vergiftung, an die er zuerst glaubte, geschlossen, so konnte die Auskunft,

die ihm jetzt die Köchin gab, ihn nur zu den Zweifeln, die damals in ihm aufstauchten, zurückführen.

Warum stellt sich das Unwohlsein am Sonnabend ein, nachdem sie Freitags den ganzen Tag in den Zimmern des Herrn und der Frau gearbeitet hatte?

Und warum stellte sich das Unwohlsein nicht ein, wenn sie sich dieser Arbeit nicht widmete?

Diese Arbeit oder vielmehr die Bedingungen, unter welchen, und der Ort, an welchem sie sie ausübte, hatten also entscheidenden Einfluß auf dieses Uebelbefinden!

Das antwortete die Logis, und ebenso sagte sie ihm, daß er, wenn er seine Untersuchung bis ans Ende verfolgen wolle, zunächst die Umstände, unter denen Divine arbeitete, die Zimmer und die Möbel, deren sich Herr und Frau La Vaupalière bedienten, zu besichtigen und zu prüfen habe.

Dann erst würde man die erforderlichen Grundlagen besitzten, um sich darüber entscheiden zu können.

XVII.

Gewöhnlich machten Turlure und Mederic am Sonntag nach dem Mittagessen einen Spaziergang in die Umgebung von Oissel. Mit der Ausstattung des Botanikers, Zoologen und Geologen, die Botaniertrommel auf dem Rücken, den Hammer in der Hand, einen Sack mit Flaschen und Albums gefüllt über der Schulter, die Füße in starken Schuhen, die Beine in Gamaschen geschnürt, so gingen sie auf wissenschaftliche Entdeckungen aus. Der Apotheker war in dieser Ausstattung wirklich kostbar; wenn man ihn so sah, konnte man überzeugt sein, daß die Natur keine Geheimnisse mehr vor ihm haben würde. Der Felsen Foulon lieferte ihm die *Muscari neglectum* oder die *Orchis odoratissima*; die Felsen von Dribal die in der normännischen Fauna so seltene *Myrmedonia bituberculata*, ja vielleicht das noch seltenere *Phosphaenus Rougeti*; selbst die Ziegelbrennerei konnte ihm aus der Ziegelerde einige vorgeschichtliche interessante Werkzeuge aus der Epoche von Moustiers darbieten.

Seit jenem Dienstag war für Sonntag vereinbart worden, daß sie den Fluß überschreiten und den Hügel von Saint-Andrien emporsteigen würden, von dessen Höhe sich eines der schönsten Panoramas der Normandie ausbreitet; von hier blickt man über die ganze Schleife hin, welche die Seine von Elbeuf bis Rouen bildet und die in der dunstigen Ferne mit dem dunklen Walde der Londe abschließt.

Ohne Zweifel war gerade dieser Ausflug einerseits wegen der Aussicht auf die Landschaft gewählt worden; vor allem wollte aber Turlure seinem jungen Freunde die *Viola photomagensis* zeigen, jenes zartblaue Stiefmütterchen, das auf seinem Heimathoden und in der kreidigen Erde jener Hügel einen so hübschen Teppich bildet.

Trotz des Vergnügens, das er sich von jenem Ausflug versprach, war es doch klar, daß er ihn opfern mußte; die Geschäfte vor allem! In dem fieberhaften Zustand, in dem er sich seit Beginn seiner Nachforschung befand, würde er weder die Ungezwungenheit des Geistes, noch die nötige Sammlung haben, um seinen jungen Freund zu führen und ihn wirklich auf ein Feld mit *Viola photomagensis* zu bringen. Die Botanik ist eine anspruchsvolle Herrin, welche keine Kameradschaft mit Kriminaluntersuchung verträgt.

Unter diesen Umständen mußte er also Mederic benachrichtigen; zu diesem Zweck begab er sich zu Frau Artaut, um sich mündlich, was noch schädlicher sein würde als durch Brief, zu entschuldigen.

Er traf Frau Artaut im Speisezimmer an, gerade im Begriff, die auf dem Tisch befindlichen Konserve-Büchsen, Flaschen, Früchte einzupacken und in Körbe zu legen.

„Mein Sohn wollte Ihnen gerade schreiben.“

„Machen Sie eine Reise?“

(Fortsetzung folgt.)

## Gewinnung und Bearbeitung des Meeresschaums.

Unter den Materialien zur Herstellung unserer heutigen Rauchgeräte nimmt der Meeresschaum einen ersten Rang ein. Die Heimat und die Fundstelle dieses schönsten und begehrtesten Rohstoffes war lange Zeit das eiferfüchtig gehütete Geheimnis einzelner Großhändler, die ihres eigenen Vorteiles willen die Enthüllung um jeden Preis hinauszuschieben suchten. Den andauernden und vielfeitigen Forschungen der deutschen Gelehrten gelang es jedoch, in der asiatischen Türkei und in dem Orient das Vaterland des Meeresschaums zu entdecken. Der schönste und reinste Meeresschaum wird in Thiva, dem ehe-

maligen Theben, in der griechischen Provinz Ibadien und in Eskis-  
Schehr in Anatolien gefunden. Doch auch im Marmarameer, nicht  
weit von Konstantinopel, sowie in der türkischen Provinz Karadamen  
in dem Dorfe Kiltisgit werden große Mengen Meeresschaum zu  
Tage gefördert. Die Einwohner, die das Mineral gewinnen,  
müssen dafür eine Abgabe an das mohamedanische Kloster vom  
Dernischorden der Nowleuten entrichten, denen die Einkünfte von  
den Naturprodukten jener Gegend von der türkischen Regierung seit  
mehr als 100 Jahren zugewiesen sind. Der Rohstoff, der hier ge-  
graben wird, ist wohl sehr weich und leicht, aber meist sandig und  
daher nicht so wertvoll wie der von Thiva und Eskis-Schehr. Ferner  
hat man Meeresschaumlager entdeckt in der Arim, in Bosnien, bei  
Grubschitz und Neuborf in Mähren, zu Balecas bei Madrid und bei  
Pitheiro in Portugal. Diese Erzeugnisse sind jedoch minderwertiger  
als die orientalischen.

Der Meeresschaum, ein zum Talkgeschlecht gehöriges Mineral aus  
Kieselerde, Magnesia und Thonerde, wird in kleinen knollenförmigen  
Stücken gewonnen, die, frisch gegraben, weich wie Wachs sind, an der  
Luft aber sofort härter werden und Masse bekommen. Um sie hier-  
vor zu hüten, müssen die frischgegrabenen Knollen sofort in Papier oder  
Leinwand eingewickelt werden. In dieser Hülle bleiben die Stücke  
einige Tage lang liegen; dann werden sie herausgenommen und  
von der bräunlich gelben Rinde befreit. Nun kommt die Haupt-  
arbeit, das Ausmerzen der Aern sowie der Steine und sogenannten  
Masern, die sich vor allem in den härteren Meeresschaumarten finden.  
Nachdem alle diese Unebenheiten mit stannseifenförmigen Messern  
beseitigt sind, werden die einzelnen Stücke nochmals eingehüllt und  
in erwärmten Räumen völlig getrocknet. Wenn dies geschehen, reibt  
man jedes einzelne Stück mit Glaspapier ab, bestricht es mit Wachs  
und Seife und poliert es mit einem weichen Luche aufs sorgfältigste.  
So bearbeitet wandert der Meeresschaum dann nach Brussa, wo die  
einzelnen Stücke ihrem Werte nach sortiert, verpackt und versandt  
werden. Die größten Meeresschaumsendungen gehen nach Wien,  
Leipzig, Paris und nach Amerika. Die Orientalen selbst sind selten  
Liebhaber von Pfeifenköpfen aus Kalk-Stein (Schaumthorn), wie sie  
den Meeresschaum nennen; sie geben vielmehr den kleinen, aus rotem  
Ton gefertigten den Vorzug.

Der erste, der den Meeresschaum als Material zur Pfeifen-  
fabrikation benutzte, soll ein Schuhmachermeister in Pesh gewesen  
sein. Dieser Schuhmacher, Namens Kovacs, beschäftigte sich in den  
Feierabendstunden mit Pfeifen schnitzen. Im Jahre 1724 brachte ihm  
der Graf Andrássy von einer Orientreise ein Stück weißen Minerals  
mit, das im Verhältnis zu seiner Größe von fast minimalem Gewicht  
war. Kovacs verarbeitete das Stückchen zu zwei Pfeifenköpfen, von  
denen er den gelungensten seinem Gönner verehrte. Dem Grafen  
und seinen Freunden gefiel die neue Pfeife ganz vorzüglich, unso-  
mehr, da sie die Entdeckung machten, wie sich durch das Rauchen aus  
dem Weiz allmählich ein herrliches Braun entwickelte. Sie liehen  
sich sofort größere Massen von diesem Mineral aus dem Orient kommen  
und zu Pfeifenköpfen verarbeiten.

Die ersten Fabriken, die sich in Europa mit der Verarbeitung  
des Meeresschaumes befaßten, entstanden im letzten Jahrzehnt des  
vorigen Jahrhunderts zu Lemgo im Fürstentum Lippe-Detmold,  
ferner in Nürnberg. Nach dem siebenjährigen Kriege begann das  
thüringische Städtchen Ruhla, im Volksmunde „die Ruh“ genannt,  
die Fabrikation von Pfeifenköpfen usw. aus Meeresschaum. Die Ver-  
anlassung dazu gab ein dortiger Einwohner, Namens Jffert, der auf  
der Leipziger Messe von einem polnischen Juden eine Kiste Meer-  
schaum erstand und nun versuchte, diesen zu verarbeiten. Da ihm  
jedoch die Kenntnis von der Behandlung des Rohstoffes abging, so  
brachte er es erst nach umständlichen Mähen und Nachdenken dahin,  
daß ihm ein kleiner Gevinn aus dem neuen Gewerbe erwuchs. Be-  
harlichkeit aber brachte ihn der Bervollkommnung näher.

Ursprünglich blühte in Ruhla der Eisen-Bergbau und die Waffen-  
schmiedekunst. Als die eiseren Harnische und Panzer abkamen,  
wandten sich die Bewohner von Ruhla der Messerschmiedekunst zu.  
Doch auch dieser Handel geriet im Laufe des 18. Jahrhunderts  
immer mehr in Verfall. Da bot sich in der Herstellung von Pfeifen  
ein neuer Erwerbszweig, umso mehr, als in dem Meeresschaum ein so  
herrlicher Rohstoff geboten war. Schon im Jahre 1800 war das  
Geschäft in Ruhla so bedeutend, daß in 27 Fabriken über 150 Per-  
sonen arbeiteten, welche die Meeresschaumköpfe soweit fertigstellten,  
daß sie in die Hände der Beschläger gegeben werden konnten. Das  
Weichlagen der Pfeifenköpfe war bereits 1779 durch Simon Schent  
aus Zillbach nach Ruhla gekommen, der auch die Verfertigung der  
Holzpfeifen dort eingeführt hatte. Der Betrieb der letzteren, wie  
auch der der Pfeifenbeschläge vergrößerte sich von Jahrzehnt zu  
Jahrzehnt; die Pfeifenköpfe aus Meeresschaum hingegen waren zu  
teuer, daß der Absatz ein beschränkter blieb. Dies führte die Ruhlaer  
Fabrikanten zur Imitation. Der eigentliche Erfinder der Meer-  
schaumköpfe aus Abfällen dieses Minerals war ein gewisser  
Christoph Dreiß, der es jedoch nicht verstand, aus seiner Erfindung  
Nutzen zu ziehen.

Die ersten Köpfe, die in Ruhla durch Imitation gefertigt  
wurden, hatten jedoch eine so geringe Dauerhaftigkeit, daß einige  
Pfeifen Tabak, aus ihnen geraucht, sie zum Zerspringen brachten.  
Sie zeigten sich voller Poren und Löcherchen, die von den in  
der Meeresschaummasse enthaltenen Luftbläschen herrührten und  
die, beim Rauchen durch die Wärme ausgedehnt, das Zerspringen  
des Pfeifenkopfes verursachten. Erst durch viele und langjährige  
Versuche ist man dahin gelangt, Meeresschaum-Imitationen zu er-

zeugen, die in hohem Grade dem Restoff gleichen, dergestalt,  
daß es selbst dem Meeresschaumkundigen schwer wird, einen imi-  
tierten Pfeifenkopf von einem echten Meeresschaumkopfe zu unter-  
scheiden. Die Herstellung des künstlichen Meeresschaums erfordert  
große Geschicklichkeit und Vorsorge hinsichtlich der Manipula-  
tionen; nur bei guter Ausführung wird ein befriedigendes Er-  
gebnis erzielt. Hergestellt wird die Imitation folgendermaßen:  
100 Pfd. Wasser, 60 Pfd. kohlensaure Magnesia und 80 Pfd.  
feinstgemahlener Meeresschaumabfall werden in zwei Eimer kochendes  
Wasser rasch eingerührt, zehn Minuten im Sud erhalten und in die  
Formen gegossen. Die Masse wird nicht nur zu Pfeifenköpfen, sondern  
ebensowohl zu Röhren, Vasen, Cigarrenspitzen, Vasen und Schmud-  
sachen aller Art verarbeitet.

Heute ist Ruhla die berühmteste Pfeifenstadt der Welt, obwohl  
alle Rohstoffe aus weiten Fernen bezogen werden müssen: Meer-  
schaum aus Kleinasien, Bernstein von der Ostsee, Weichselrohr aus  
Oestreich, Harze aus den ostindischen Wäldern, Holz aus Schweden  
und vom Libanon u. s. w. Ruhla erzeugt heute jährlich ungefähr  
500 000 echte und etwa 5 Millionen unechte Meeresschaumköpfe. Der  
Preis der echten Köpfe schwankt zwischen 20 und 500 M.; ein un-  
echter Kopf hingegen kostet kaum den zehnten Teil.

Neben dem thüringischen Städtchen liefern heute auch Nürnberg  
und Paris Meeresschaum-Erzeugnisse. Hauptstz der Industrie aber ist  
nach Ruhla die östreichische Hauptstadt, die jährlich über 100 000  
Meeresschaumpfeifen in den Handel bringt. —

(„Kölnische Volkszeitung“.)

## Kleines Feuilleton.

— **Schneeverwehungen in den Felsengebirgen von Nord-  
amerika.** Dem „Centrallblatt der Bauverwaltung“ wird folgendes  
geschrieben: Ueber die diejährigen Schneeverwehungen in den Felsen-  
gebirgen von Nordamerika sind aus der amerikanischen auch in die  
deutsche Tagespresse vereinzelt Nachrichten gelangt, die bei manchem  
fachmännlichen Leser ein ungläubiges Lächeln hervorgerufen haben  
mögen. Sollten doch ganze Züge wochenlang in Schnee festgefessen  
haben und die Reisenden nur mit Mühe aus der Gefahr des  
Verhungerns oder Erfrierens gerettet worden sein. Ein in der  
„Railroad-Gazette“ vom 21. April veröffentlichter Bericht  
zeigt aber, daß jene Nachrichten keineswegs übertrieben  
waren. Da die Einzelheiten manches Beachtenswerthe bieten, sei  
nachstehend ein Auszug mitgeteilt: Die „Schneeblodade“ der  
Colorado-Midland-Eisenbahn wurde am 14. April endlich gebrochen.  
Es war dies die größte Sperrung, die je vorgekommen ist; und sie  
ward auch in Zukunft wahrscheinlich nie übertroffen werden, da dies-  
mal eine ganze Reihe von erschwerenden Umständen zusammentraf.  
Die Eisenbahngesellschaft kämpfte vom 27. Januar bis 14. April  
gegen den Schnee, ohne ihre Linien offen halten zu können. Es  
wurden zu diesem Zweck zwei Zull-Schneepflüge und eine Dampf-  
Schneeschaukel, von je 5 Lokomotiven angetrieben und von großen  
Arbeiterrotten begleitet, in den Dienst gestellt. Einmal war eine solche  
Rotte 42 Stunden ununterbrochen in Thätigkeit; ein andermal wurden  
2 Lokomotiven mit ihren Mannschaften gerettet, nachdem sie 26 Tage  
auf einer Gebirgstrasse festgelegen hatten. Noch am letzten Tage fand  
man zwei Lokomotiven wieder, die 73 Tage lang eingefroren waren.  
An manchen Stellen war der Schnee über den Schienen bis zu  
9 Meter Höhe aufgetürmt. Gegen das Ende der Sperrung hin  
musste eine Rotte, die sich auf Schneeschuhen auf die Strecke be-  
geben hatte, an einer Stelle, wo man ein Schneeschuttdach ver-  
mutete, zwei Stunden lang graben, bevor sie auf das Dach stieß.  
Wielach konnte die Strecke nur dadurch freigemacht werden,  
daß man zunächst Tunnel durch den Schnee trieb und dann  
die zusammengefrorenen Massen mit Dynamit wegsprengte.  
Die der Eisenbahverwaltung erwachsenen Kosten werden  
auf 250 000 Mark geschätzt. Im Februar allein wurden bis zu  
773 Mann beschäftigt und 105 000 Mark an Arbeitslöhnen veraus-  
gabt. Dazu traten die Ausgaben für Nahrungsmittel, Geräte  
und 16 zur Schneeförderung benutzte Lokomotiven. Die von anderen  
Verwaltungen geliehenen Schneepflüge kosteten täglich 160 Mark,  
leisteten aber weit weniger als die Dampf-Schneeschaukel. Fast ebenso  
große Ausgaben hatte die Colorado-Südbahn, obgleich sie die Ge-  
birgstrasse zwischen Breckenridge und der bekannten Minenstadt  
Leadville von vornherein aufgab und überhaupt nicht versuchte, ihre  
Wiedereröffnung zu erzwingen. Diese Strecke war am 15. April  
noch gesperrt. Die Denver- und Rio-Grande-Eisenbahn hatte  
besonders westlich von Leadville bis Glenwood Springs, wo sich  
die Geleise an den steilen Hängen der Schlucht des Rio Grande hin-  
ziehen, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Zahlreiche Lawinen und  
Felsstürze unterbrachen dort nämlich den Verkehr oft tagelang.  
Ueber die klimatischen Ursachen der geschilderten ganz außergewöhn-  
lichen Vorkommnisse ist man bisher völlig im Unklaren. Festgestellt  
sind als mitwirkende Erscheinungen nur heftige Winde und ein Wechsel  
von Thauwetter und Frost, der den Schnee allmählich in eine Eis-  
masse verwandelte, die mit der Fide gelöst werden mußte. Diese  
Erscheinungen sind um so auffälliger, als Colorado sonst ein sehr  
warmes und trodenes Klima hat. Sein höchster Berg, der nur um  
wenige Hundert Meter hinter dem Montblanc zurückbleibende Pikes  
Peak, ist bekannt als Endpunkt der von Manito ausgehenden Zahn-  
radbahn Abtischer Bauart. Der Gipfel dieses beliebten Ausfluges  
zeigt im Sommer kaum Spuren von Schnee. —

**Aus dem Tierleben.**

— In Brasilien giebt es eine Kreuzspinne (Epeiroides bahiensis), die nach einer in den „Zoolog. Jahrbüchern“ veröffentlichten Schilderung Prof. Göldis, des Museumsdirektors in Para, eine ganz eigenartige Lebensweise hat. Ihr zartes, dünnfädiges Netz ist in der Regel senkrecht, etwa 1 bis 2 Meter über dem Boden aufgehängt. Es liegt in einem dreieckigen Rahmen, der von einem oberen Quertau und zwei in einem spitzen Winkel zusammentreffenden Seitentauen gebildet wird. Man muß aber sehr früh aufstehen, wenn man das Netz sehen und die Spinne bei ihrem Thun und Treiben beobachten will. Sie arbeitet nämlich nur in den frühen Morgenstunden und macht schon „Feierabend“, wenn die Sonne aufgeht. Sie beißt dann die das Netz haltenden Tane durch und schleppt das nunmehr zu einem kleinen Ballen zusammengeschrumpfte Gewebe samt dem Jagdergebnis in ihren Schlupfwinkel, indem sie es am Hinterleibe nachzieht. Zu Hause angelangt, macht sie ihre Bürde mittels eines dickeren Stranges von Spinnstoff fest und begiebt sich nach kurzer Rast an die Prüfung der Jagdbeute: die kleinen Insekten, die der Ballen enthielt, werden gemächlich zwischen den Kiefern in Verarbeitung genommen. Es gewährt, sagt Göldi, einen komischen Anblick, wie diese Spinne mit mathematischer Regelmäßigkeit um dieselbe Zeit vom Jagdgerwebe aufbricht und heimkehrt, bevor die Hitze fühlbar wird; man wird an das im Süden so oft gesehene Bild eines Vogelstellers erinnert, der seinen ausgespannten Kollolo zusammenpackt, — bloß mit dem Unterschied, daß sich unsere Spinne nicht erst die Mühe nimmt, das gefangene Wild herauszulassen; sie macht sich die Sache leichter, klappt einfach ihr Netz ein und verschiebt die Untersuchung, bis sie nach Haus zurückgekehrt ist. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

ie. Die Bestandteile des Gletscherwassers wurden von zwei englischen Chemikern in den „Chemical News“ besprochen. Bei der Untersuchung hat sich ein ganz anderes Ergebnis herausgestellt, als man nach der äußeren Beschaffenheit des Gletscherwassers hätte erwarten sollen. Jeder, der sich im Hochgebirge aufgehalten hat, ist sicher von der eigentümlichen Farbe des Schmelzwassers der Gletscher überrascht worden, deren milchiges Aussehen sich noch auf viele Kilometer hin den besonders durch Gletscher gespeisten Flüssen, z. B. der Ar, mitteilt. Man sollte danach denken, daß das Gletscherwasser in seiner Zusammensetzung sehr wenig rein ist. Nach den vorgenommenen Analysen ist gerade das Umgekehrte der Fall. Der Gletscher, dessen Wasser für diesen Zweck gewählt wurde, ist allerdings recht weit von unseren Hochgebirgen entfernt, seine Schmelzwasser aber besitzen genau die nämliche milchige Farbe, wie man sie bei den europäischen Gletschern beobachtet. Es handelt sich nämlich um den Alccillewaet oder Großen Gletscher in Britisch-Kolumbien. Die Wasser erwiesen sich als ungewöhnlich frei von organischen Beimengungen jeder Art, die die Reinheit des Wassers in gesundheitlicher Hinsicht bekanntlich am meisten schädigen. So enthält jener Gletscherstrom auf 1000 Millionen Raunteile Wasser nur 18 Teile Ammoniak, nur 24—44 Teile Stickstoff, nur 100 Teile Chlor, dagegen 12—30 000 Teile feste Stoffe. Diese letzteren, die als feinst verteilter Staub in dem Wasser schweben, geben ihm auch die milchige Färbung, was im besonderen noch dadurch erwiesen wird, daß die Gletscherwasser vollkommen klar werden, sobald man die festen Bestandteile zum Niederschlag bringt. Bei der mikroskopischen Untersuchung des Niederschlags stellte sich heraus, daß er aus ungemein feinen Gesteinslörchen, besonders aus Quarzbruchstücken bestand. Man kann also die Milchfarbe der Gletscherwasser im allgemeinen dem Vorhandensein winziger Gesteinsstrümmen zuschreiben. —

**Geologisches.**

ss. Eine bergänliche Inselwelt. Von Zeit zu Zeit bringt aus fernen Meeren die Kunde zu uns, daß eine Insel verschwunden ist. Erst kürzlich war das mit Bezug auf das Falcon Island in der Toga-Gruppe im Stillen Ocean der Fall, die sich infolge eines vulkanischen Ausbruches im Jahre 1885 plötzlich aus dem Meere erhoben hatte. Sie war damals etwa zwei englische Meilen lang und ragte 250 Fuß über dem Wasserspiegel empor, war aber schon im Jahre 1892 durch die Brandung merklich verkleinert worden. Als im vorigen Jahre Kapitän Field mit dem englischen Kanonenboot „Penguin“ das merkwürdige Stück Land wieder auffuchen wollte, war es zu seinem Erstaunen völlig verschwunden, und an seiner Stelle fand er nur eine Untiefe, über die die Meereswogen brandeten. Es ist kein Zufall, daß derartige Ereignisse verhältnismäßig am häufigsten im Großen Ocean vorkommen, da sie mit der vulkanischen Thätigkeit des Erdinneren zusammenhängen, die innerhalb des Bereiches der Polynesischen Inselgruppe noch heute eine sehr lebhaft ist. Es läßt sich noch ein anderes Beispiel für eine plötzlich auftauchende und allmählich wieder verschwindende Insel aus demselben Meeresgebiete anführen. Die Metis-Insel, nur 75 englische Meilen nordöstlich von der Falcon-Insel war ebenfalls ein vulkanisches Erzeugnis, das zum erstenmale im Jahre 1875 bemerkt und damals als ein 29 Fuß hoher Fels geschildert wurde. Spätere Eruptionen erhöhten ihn gar bis auf 150 Fuß, dann aber erhielt die Zerstörungswut des Meeres

freies Spiel und reduzierte das Eiland in 24 Jahren soweit, daß es, gerade wie die Falcon-Insel, heute nur noch eine Sandbank unterhalb des Meeres darstellt. Die beiden Inseln bestanden allerdings aus einem sehr wenig festen Stoffe, nämlich aus vulkanischer Asche ohne eine Beimischung von festem, vulkanischen Gestein in Gestalt von Lava oder vulkanischen Bomben. —

**Humoristisches.**

— Auf der musikalischen Soiree. A.: „Sagen Sie einmal, nach was für einer Methode mag diese Dame Unterricht gehabt haben? Die singt ja ganz schauerhaft!“  
B.: „O, die hat gar keinen Gesangsunterricht gehabt. Sie ist sogar sehr stolz darauf, daß ihre Stimme ganz Natur ist.“  
A.: „So, so, also Natur-Heul-Methode!“ —  
— Nachsüchtig. „Na, mein Kleiner, willst Du auch mal solch ein berühmter Mann werden, wie Dein Papa?“  
„Nein, ich will Lehrer in Schöneberg werden!“ —  
— Druckfehlerteufel. (Aus einem Roman.) „Schüchtern, mit hochwogendem Wesen trat sie ihm entgegen, während er mit vor Erregung zitternder Hand ihr eine weiße duftende Rose reichte.“ —

**Notizen.**

— Die Verhandlungen des Hamburger Theater-Komitees mit Baron Alfred Berger sind jetzt zum Abschlusse gelangt. Wie die „R. Fr. Pr.“ erfährt, übernimmt Baron Berger vom Herbst 1900 ab Pacht und künstlerische Leitung des zu erbauenden neuen Theaters in Hamburg, das den Titel „Deutsches Schauspielhaus“ führen wird. —  
— Im Dresdener Schauspielhause wurde Friedrich Hebbels Tragödie „Gyges und sein Ring“ mit gutem Gelingen aufgeführt. —  
— In Paris hat sich eine Gesellschaft gebildet, die Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ dort zur Aufführung bringen will. Das Unternehmen ist durch ein Grundkapital von 75 000 Frks. sichergestellt. An der Spitze der eingetragenen Gesellschaft stehen Kapellmeister Lamoureux und Willy Schily. Das Nouveau-Théâtre ist für die Zeit vom 1. September bis 14. Dezember 1899 von dem letzteren gepachtet. —  
— ar. Die Berliner Secessions-Ausstellung war in den ersten beiden Feiertagen außerordentlich stark besucht. Die Besuchszeit mußte um eine Stunde verlängert werden. Am ersten Feiertag war der Katalog bereits vergriffen. Auch die Verkäufe begannen schon; sie beziffert sich bis jetzt auf rund 110 000 Mark. Wilhelm Leibs Bild „Dorfpolitiker“ ging für nahezu 10 000 Mark in anderen Besitz über; es war aber schon seit langem nicht mehr im Besitz des Künstlers. Ferner wurden verkauft: Wilhelm Trübners „Kürassier“, Louis Corinth's „Heinziehende Bacchanten“ und Staffens „Elysiun.“ —  
— ar. Max Liebermann's Bild „Schusterwerkstatt“, das aus der ersten Hälfte der 80er Jahre stammt, ist für 20 000 M. von der Nationalgalerie angekauft. Es befand sich vorher in französischem Besitz. —  
— Bei der vom Kultusminister ausgeschriebenen Preis-Lonkurrenz von Entwürfen zu einer Taufmedaille, an der sich 100 Künstler beteiligt haben, wurde von der Landes-Kunst-Kommission der erste Preis von 2000 M. dem Bildhauer Rudolf Bosselt in Frankfurt a. M. zuerkannt. Preise von je 800 M. erhielten die Bildhauer Georges Morin in Berlin und Adolf Amberg in Charlottenburg; Preise von je 500 M. Meinhard Jacoby in Grunewald (Berlin), E. Gomanzki in Berlin und Emil Torff in Berlin. —  
— Wie auf der Generalversammlung der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs (Seceffion) am 13. d. M. festgestellt wurde, war das finanzielle Resultat des Unternehmens glänzend. Die erste Ausstellung in der Gartenbaugesellschaft endete, trotz der großen Spefen von 40 000 fl. mit einem Ueberschuß von 3858 fl. Die im eigenen Hause veranstalteten Ausstellungen hatten einen solchen Erfolg, daß die Vereinigung schon jetzt in der Lage ist, das bei ihrer Begründung aufgenommene verzinsliche Darlehen zurückzahlen und außerdem dem Betrag von 20 000 fl. als Betriebsfonds für weitere Unternehmungen festzulegen. Die Versammlung beschloß, die auf der gegenwärtigen Ausstellung befindliche Wüste „Rochefort“ von Rodin anzukaufen. —  
— Dem städtischen Museum in Dortmund sind in der letzten Zeit wieder große Altertumsfunde zugeführt worden. Der Direktor des Museums ließ an der Lippe, in der Nähe der Raufschenburg, Nachgrabungen anstellen, wobei mehrere hundert Grabstätten aus der Zeit vor Christi bis in die fränkische Zeit entdeckt wurden. An 200 Gräber sind schon geöffnet. Der darin gefundene Stein-, Eisen- und Bronzeschmud wird dem Museum zugeführt. Weiter wurde ein römisches Kastell aufgedeckt. —  
— Eine von Augusto Franzoi unternommene Forschungsreise im Gebiete des Amazonenstroms ist durch Erkrankungen seiner Begleiter am gelben Fieber gescheitert; die Reisenden werden im Juni in Genua zurück erwartet. —